

Stephanie Kate Strohm
FÜR IMMER DEIN PRINZ

Stephanie Kate Strohm

Für
immer
• dein
Prinz •

Eine schokozarte Schneeromanze

Aus dem Amerikanischen von
Ivana Marinović

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für meine Schwester



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2018

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2018 Kate Stroh

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel: »Prince in Disguise«
bei Disney Hyperion, einem Verlag der Verlagsgruppe
Hachette Book Group

Übersetzung: Ivana Marinović

Umschlagkonzeption: *zeichenpool, München
unter Verwendung der Fotos von © Getty Images
(Westend61, Dennis Hallinan)

MP · Herstellung: eR

Satz und Reproduktion: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-16527-0

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de



Kapitel 1

Tränen strömten über mein Gesicht, während ich mich durch den Schmerz kämpfte. Es gab kein Entkommen. Ich hatte mir dieses Schlamassel selbst eingebrockt und ich sah keinen anderen Weg als mitten hindurch.

»Du hast nur noch sechzig Sekunden, Dylan! Und dreißig davon hast du mit Flennen verplempert.«

Meine beste Freundin, Heaven, ließ den Blick nicht von einer der ungefähr achttausend Stoppuhren ihres Dads – einer der Vorteile, wenn der ein Sportlehrer ist –, während ich mir den sechsten und letzten Salzcracker in den Mund stopfte. Wer hätte gedacht, dass sich diese harmlosen und faden Dinger, die sonst nur von Leuten mit Magenverstimmungen gegessen wurden, in brutale Massenvernichtungswaffen verwandeln konnten?

»Die Krümel müssen *alle* weg, Dyl! Wikipedia war diesbezüglich *sehr* deutlich.«

»Wo bitte siehst du noch Krümel?« Zumindest *dachte* ich, dass ich »Wo bitte siehst du noch Krümel?« sagte. Doch

Heavens Gesichtsausdruck konnte ich entnehmen, dass es wohl eher wie »Moh midde siduno Ümm!« klang.

»Zehn Sekunden, Dyl. Und du musst alles runterschlucken.«

»Kaaaannnnn niiiiich«, jammerte ich mit dem schrecklichsten, salzigsten Mundvoll, den ich jemals gehabt hatte. Ich schaffte es einfach nicht.

»Wage es ja nicht, die Apfelschorle anzurühren.«

Wie von allein hatte sich meine Hand auf die so frische, kühle und fruchtige Köstlichkeit zubewegt, die verführerisch auf dem Couchtisch stand. Ich wimmerte.

»Und ... *stopp!* Die Zeit ist um!« Traurig schüttelte Heaven den Kopf. »Ich hatte mehr von meiner kleinen Miss Stahlmagen erwartet. Was ist mit der Dylan Janis Leigh passiert, die an der Wand vom *Smokin Grill* verewigt wurde, nachdem sie den Belly-Buster-Burger in rekordverdächtigen zweiundzwanzig Minuten und vierunddreißig Sekunden geschafft hat? Wo ist dieses Mädchen hin?«

Meine ruhmreichen *Smokin Grill*-Tage lagen eindeutig hinter mir – ich war gerade krachend an der Cracker-Challenge gescheitert. Doch im Moment galt mein einziges Interesse der Frage, wie ich diese salzige Pampe aus meinem Mund bekommen könnte. Ich blickte mich nach einer Spuckmöglichkeit um.

»Juhuu!!« Heaven und ich hörten die Haustür zuknallen und drehten uns um. »Mom? Dylan? Seid ihr zu Hause?«

Meine große Schwester, Dusty, kam in den Raum geschwebt, mit dem Selbstbewusstsein einer Frau, die sich, ungefähr seit sie eigenständig laufen kann, regelmäßige Selbstbräuner duschen gönnt. Ich hatte gehofft, dass sie nach dem Ende ihrer jahrelangen Regentschaft als Miss Mississippi ein bisschen von ihrem Beautywahn runterkommen würde, aber anscheinend

wird sie für den Rest ihres Lebens von ihrem Dasein als Schönheitskönigin gebrandmarkt bleiben.

Gott sei Dank war Dusty nicht auch noch zur Miss America gekrönt worden – ich konnte mir nicht mal ansatzweise vorstellen, wie unausstehlich sie wäre, wenn sie *den* Titel auch noch abgeräumt hätte.

Ich erstarrte. Dusty war nicht allein. Ein Kameramann, ein Typ mit großem, fluffigem Mikrofon und eine Frau mit einem Klemmbrett im Arm folgten ihr. *Huch, das war aber mal eine wirklich große Kamera!* Ich hatte das Gefühl, als würde sie mich direkt aus ihrer riesigen, pupillenartigen Linse anstarren.

»Oha, Dylan«, sagte Heaven leise und tippte mir auf den Handrücken. »Alles okay mit dir? Du bist gerade total bleich geworden ... also noch bleicher als normal.«

»Dylan, was um alles in der Welt hast du da in deinem Mund?« Dusty hat ein ganz besonderes Händchen dafür, mir das Gefühl zu geben, ein Volltrottel zu sein. Na gut, genau in diesem Moment sah ich wohl auch wie ein Volltrottel aus, aber ich schwöre, ich hätte auch hier sitzen und meine Mathehausaufgaben machen können und sie wäre wahrscheinlich trotzdem angetanzt und hätte gesagt: »Dylan, was um alles in der Welt tust du da?«

»Cracker«, nuskelte ich wie gebannt vom bösen Blick der Kamera. Warum hörte sie bloß nicht auf, mich anzuglotzen? War sie an? Nahm sie mich in genau diesem Moment auf? *Oh Gott.*

»Die Kameras sind bald wieder weg, Dyl«, raunte Heaven und drückte meine Hand. »Du musst nur noch ein kleines bisschen länger mit ihnen klarkommen.«

Wenn es nach mir ginge, wären die Kameras schon lange Geschichte. Ein sechzehnjähriger Teenager zu sein, ist so schon

qualvoll genug, auch ohne ständig Kameras ausweichen zu müssen, die jeden noch so peinlichen Moment für alle Ewigkeiten festhalten können.

Okay, sie waren natürlich nicht hier, um *mich* zu filmen, aber sie waren mehr als einmal gefährlich nahe daran gewesen, meinen Ellbogen ins Bild zu bekommen. Eine der vielen Gefahren, die eine Körpergröße von 1,83 m mit sich bringt, sind allseits präsenste Gliedmaßen und die schiere Unmöglichkeit, sich einfach mal so unauffällig im Hintergrund zu verdrücken. Ich beneide das wandelnde Nichts von 1,50 m namens Heaven um ihre Fähigkeit, sich überall verkriechen zu können. Nur, dass ihr das nie in den Sinn käme. Ich wette, wenn Heaven so groß wäre wie ich, würde sie trotzdem 15-cm-Absätze tragen und sich kein bisschen darum kümmern, dass die Leute sie anlotzen.

»Ehrlich, Dylan, ich verstehe kein Wort von dem, was du sagst.« Dusty seufzte gnadenlos übertrieben. Seitdem *Heimlich dein Prinz* und der Reality-TV-Channel ein Teil unseres Lebens geworden waren, tat Dusty, solange Kameras im Raum waren, alles gnadenlos übertrieben. »Falls du gerade nicht dabei bist, deine Mahlzeit hochzuwürgen, um damit Vogelbabys zu füttern, würde ich es schätzen, wenn du das runterschluckst. Und zwar jetzt.«

»Sie kann nicht«, kam Haven mir zu Hilfe. »Das ist ja das Problem. Sie hat die Cracker-Challenge nicht geschafft.«

»Grundgütiger, wisst ihr eigentlich nichts Besseres mit eurer Zeit anzufangen?« Dusty öffnete mit einem *Plopp* den Deckel ihres überdimensionierten Cola-light-Bechers – ohne ein bis zwei Liter Diät-Cola in ihrem Blutkreislauf ist sie kaum ein-satzfähig – und hielt ihn erwartungsfroh vor mein Gesicht. Ich war hin- und hergerissen, weil ich unbedingt den Geschmack

der Cracker loswerden wollte. Aber ich wusste auch, dass, wenn ich die Cracker jetzt ausspuckte, einige ausgewählte Mitschnitte der Szene – in denen es so aussähe, als würde ich in einen leeren Colabecher kotzen – es hundertprozentig in das *Heimlich dein Prinz*-Finale schaffen würden. Den ganzen Sommer über hatte ich peinlichst darauf geachtet, mich zu verkrümmeln, sobald die Kameras im Haus waren und wenn Mom mich doch dazu zwang, möglichst unauffällig zu wirken. Ich hatte mir große Mühe gegeben, nichts zu tun, was es in die Endfassung der TV-Show schaffen und im ganzen Land ausgestrahlt werden könnte. Dennoch schien es mir momentan das kleinere Übel, die Cracker in Dustys Becher zu würgen. Ich spuckte die Pampe aus und trank gierig meine Apfelschorle.

»Dilly, wo ist Mom?«, fragte Dusty, als ich die beinahe leere Flasche ordentlich wieder auf dem Couchtisch abstellte.

Jedes »Dilly«, das Dusty jemals von sich gegeben hat, hört sich für mich wie das Kratzen von Nägeln auf einer Kreidetafel an. Etwas, das meine Schwester sehr wohl weiß, und genau der Grund, weshalb sie mich weiterhin hartnäckig so nennt.

»Sie ist beim Zahnarzt und lässt sich die Zähne bleichen«, nuschelte ich, wobei ich den Blick auf den Teppich gesenkt hielt, statt in die Kamera zu schauen. Moms beständiges Streben nach perlweißen Zähnen ist anscheinend eines der Risiken, wenn man Co-Moderatorin von *Good Morning, Mississippi* ist.

»Auch gut. Ich bin sowieso gekommen, um mit *dir* zu reden.« Dusty ließ ihre eigenen, erst kürzlich gebleichten Beißerchen aufblitzen – die beiden hatten wahrscheinlich ganz alleine die Yacht unseres Zahnarztes finanziert. Dusty ist im

Grunde das exakte Ebenbild unserer Mom: Sie sind beide blond, ehemalige Schönheitsköniginnen und werden gemeinhin von den Leuten als »langbeinig« beschrieben, anstelle von »schlaksig«, wie ich für gewöhnlich von den Leuten genannt werde. Bevor Dusty im Rahmen der Reality-Show zur Braut des Prinzen mutierte, hatte sie sogar geplant, mit ihrem Abschluss in Kommunikationswissenschaften in die Fußstapfen unserer Mutter zu treten und Fernsehreporterin zu werden. Total die Klone. Und dann bin da noch ich: noch größer als die beiden, nicht annähernd so blond und völlig unfähig eine Tiara zu tragen – und das in jeder erdenklichen Hinsicht.

»Warum musst du denn mit *mir* sprechen?«, presste ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ich mein, warum bist du *hier* ... mit *denen* da?« Ich neigte meinen Kopf vage in Richtung der Kamera.

»Ach, ignorier sie einfach.« Dusty winkte wegwerfend in Richtung der Kameracrew, wobei die silbernen Tiffany-Armbänder um ihre schlanken gebräunten Handgelenke klimperten. »Tu einfach so, als wären sie nicht hier.«

Ja klar. Total einfache Übung.

»Das ist kein besonders guter Moment«, meldete sich Heaven zu Wort. »Dylan und ich sind sehr beschäftigt. Sie hilft mir bei einem, ähm ... wissenschaftlichen Projekt.«

Es war ein tapferer Versuch, aber ich kannte Dusty gut genug, um zu wissen, dass sie nichts von ihrem Vorhaben abhalten würde. Sie ist schlicht genauso wie diese albernen T-Shirts, die sie immer im Fitnessstudio trägt und auf denen so dämliche Sprüche stehen wie: *Southern Girls – hart wie Diamanten und Schrotkugeln!* Sie mag ein liebliches Äußeres haben, aber darunter ist sie zäh wie Leder.

Ich warf Heaven einen dankbaren Blick zu und formte ein

stummes »Rette dich« mit den Lippen, als sich Dustys manikürte Krallen schon um meine Handgelenke schlossen.

»Komm her, Schwesterherz.« Dusty zerrte mich auf die Couch, wo ich mit einem ziemlich undamenhaften Plumps landete.

»Ist sie an?«, wisperte ich, als sich Dusty neben mich setzte und ihren Rock glatt strich.

»Ist was ...? Natürlich ist die Kamera an, deshalb ist sie ja hier, Dummerchen. Dylan, *ignorier* sie einfach!« Ein Schatten des Ärgers huschte über Dustys Dauerlächeln wie eine Regenwolke am Sommerhimmel. »Schau mich an. Mich!« Sie schnipste mit den Fingern vor meiner Nase herum, als ob ich ein Hündchen wäre, dem sie ein Kunststück beibringen wollte. Ich riss meinen Blick vom Teppich los. Aus dem Augenwinkel sah ich Heaven, die ebenfalls mit den Fingern schnipste und dabei die Lippen zu einem Duckface aufplusterte, um ihre perfekte *Dusty-ist-voll-genervt*-Imitation zum Besten zu geben. Ich unterdrückte ein Kichern.

»Schon besser«, seufzt Dusty zufrieden. »Und jetzt konzentriere dich einfach auf das hier.« Sie kreiste mit ihren französisch manikürten Fingern um ihre Augen herum. »Hör zu, Dilly ...«

»Du sollst mich nicht so nennen.«

»Tut mir leid«, schnaubte sie ungeduldig. »*Dylan*.«

»Danke.« Ich war überrascht, dass sie auf mich hörte, aber wahrscheinlich wollte sie nur, dass die Zuschauer des Reality-Channels sie nicht nur als tollsten Menschen überhaupt, sondern auch als allertollste große Schwester der Welt sahen.

»Hör zu, Dylan«, begann sie von Neuem und erstrahlte plötzlich wieder übers ganze Gesicht, als ob die letzten fünfzehn Sekunden nicht stattgefunden hätten. War es möglich, dass die

Aufmerksamkeit des Reality-Fernsehens meine Schwester in einen noch perfekteren Beautyroboter verwandelte, als sie es ohnehin schon war?

»Es tut mir leid, aber können wir die andere aus dem Bild schaffen?«, unterbrach uns die Dame mit dem Klemmbrett.

»Die andere? Na gut, bitte eeenntschuldigt mich«, säuselte Heaven. »Dylan, ich bin in der Küche, falls du mich brauchst. Ich glaube, da hat es noch ein paar Maisflips, die meine Gegenwart besser zu schätzen wissen.« Und damit stolzierte sie davon.

»Heaven ...«, protestiere ich kleinlaut.

»Ich bleibe nicht, wo ich nicht erwünscht bin!«, rief sie und ließ die Küchentür mit Schwung zufallen. Es war ein hochdramatischer Abgang, wie er nur einem der glänzendsten Mitglieder der Tupelo-Highschool-Musicalgruppe gelingen konnte.

Jetzt war ich wirklich auf mich allein gestellt.

»Also gut, leg los, Dusty.«

»Dylan.« Dusty lächelte wieder, als ob meine beste Freundin soeben nicht brutal aus dem Wohnzimmer geworfen worden wäre. »Du warst mein ganzes Leben lang an meiner Seite – als meine Schwester und als meine Freundin, auf jedem Schritt meines Weges.«

Ich starrte sie entgeistert an. Warum redete sie so geschraubt? Ich fühlte mich, als wäre ich auf einer Theaterbühne gelandet, ohne auch nur eine Zeile des Textes zu kennen.

»Hör auf zu zappeln.«

»Hä ... was?«

»Dein Knie.« Sie gab mir einen Klaps drauf. »Hör endlich auf mit dem Knie zu wippen. Das kommt nicht gut.«

Ich errötete und konzentrierte mich darauf, die Knie an-

einanderzupressen und meine Socken gegen den Boden zu stemmen. Ich selbst merke es nie, wenn mein Knie auf und ab wippte, es geschieht einfach von selbst. Trotz Moms Bemühungen, es mir abzugewöhnen.

»Du warst da, ganz zu Beginn, als ich mich in Ronan verliebt habe. Doch jetzt ist es Zeit für mich und Ronan, gemeinsam die Reise unseres Lebens zu beginnen, als Mann und Frau. Und diese Reise werde ich mit einem *Countdown zur Krone* beginnen.«

»Du bekommst keine Krone«, unterbrach ich sie. »Ronan ist kein wirklicher Prinz. Er ist ein Lord. Dir ist schon klar, dass du nicht wirklich Prinzessin wirst, oder? Nur eine Lady. Oder heißt es korrekt die *Right Honorable Dusty*?«

»Gott, sie ist schlimmer, als ich dachte«, murmelte die Frau mit dem Klemmbrett. »Dusty, Süße, mach einfach weiter«, fügte sie etwas lauter hinzu. »Wir schneiden das später so zusammen, dass es irgendwie passt.«

»Süßer Herr Jesus im Himmel, Dylan, willst du mich umbringen?«, zischte Dusty durch ihre zusammengebissenen Zähne hindurch. »Könntest du einfach nur mitspielen? Und nur ein einziges Mal nicht versuchen, mir das Leben *noch* schwerer zu machen?«

»Ich versuche gar nichts«, fauchte ich zurück. »Ich hasse Kameras nun mal. Und genau deswegen habe ich dir von Anfang an klipp und klar gesagt, dass ich an dem ganzen Kram nicht teilnehmen will.«

»Glaub mir, das ist mir sehr wohl bewusst«, erwiderte Dusty und verzog gequält das Gesicht. »Glaubst du etwa, ich wollte dich dabeihaben? Verdammt, hab ich nicht mein Bestes gegeben, um dich aus der ganzen *Heimlich dein Prinz*-Sache rauszuhalten? Vertrau mir Dylan, das hier hat rein gar nichts mit mir

zu tun, sondern mit dem Sender. Ich habe versucht, sie vor dir und deiner Art zu warnen.«

Vor meiner *Art*? Was bitte sollte das denn nun wieder heißen? Ich hatte ohnehin nie bei dieser bescheuerten Show mitmachen wollen, aber dass Dusty versucht hatte, mich da unbedingt rauszuhalten, war mir nie in den Sinn gekommen. Obwohl es völlig irrational war, verspürte ich trotzdem einen kleinen Stich.

»Dusty, lass uns endlich weitermachen«, rief die Klemmbrettlady.

»Aber natürlich, Pamela!«, zwitscherte Dusty. »Ich hatte nur ein kurzes vertrauliches Gespräch mit meiner kleinen Schwester.«

»Ja, so eine Schwester ist eben eine ganz besondere Freundin«, zwitscherte ich und äffte Dustys zucker süßen Tonfall nach. Sie stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite.

»Autsch!«, rief ich.

»Mach dich nicht über mich lustig!«

»Behalt deine knöchigen Ellbogen gefälligst bei dir!«

»Mädels!«, kläffte Pamela. Wir richteten uns kerzengerade auf. »Ich komme wohl besser gleich zum Kern der Sache. Wie ihr wisst, war *Heimlich dein Prinz* ein großer Erfolg für den Sender.«

Heimlich dein Prinz – was für eine dämliche Idee für eine Fernsehsendung. Ein »Prinz« – der übrigens gar kein Prinz war, sondern nur ein Lord, auch wenn niemand es hören wollte, egal, wie oft ich das Thema ansprach – kommt nach Amerika und tut so, als ob er *kein* Adliger wäre, um auf die gute, altmodische Art und Weise ein getreues Weib zu finden, das ihn wegen seiner inneren Werte liebt. Garantiert idiotensicher. Klar, vor allem, weil Reality-TV eine so tolle Erfolgsbilanz in Sachen

Partnervermittlungen hat. Wie viele erfolgreiche Eheschließungen gab es gleich noch mal nach gefühlten 400 *Bachelor*-Staffeln? Eine?

Zu meinem großen Pech sandte *TRC* den Heiratskandidaten – Ronan Dougal Murray, Lord von Dunleavy – nach Tupelo, Mississippi, wo sein Blick auf meine Schwester fiel, die beim *All-American-City-Familienpicknick* im Stadtpark einen ganz besonderen Auftritt als Miss Mississippi hinlegte. Natürlich verliebte er sich prompt und Hals über Kopf in sie ... oder was auch immer im Reality-TV unter Liebe lief. Ich hatte nichts gegen Ronan an sich – er war immer total nett –, aber ich war skeptisch. Wie konnte man sich ernsthaft in jemanden verlieben, den man erst ein paar Wochen kannte und nur im Beisein von Kameras getroffen hatte? Es war verrückt.

»Wir könnten nicht glücklicher darüber sein, wie sich die Serie entwickelt hat.« Pamela schenkte Dusty ein Lächeln, das nicht mal die Spur von so etwas wie menschlichem Glück vermittelte.

Natürlich war *TRC* glücklich. An dem Tag, an dem die Dreharbeiten zu *Heimlich dein Prinz* abgeschlossen werden sollten und ich schon glaubte, wir hätten für immer mit dem Reality-Channel abgeschlossen, offenbarte Ronan ihr, dass er eigentlich ein Lord sei. Dann fiel er vor meiner Schwester auf die Knie und machte ihr einen Heiratsantrag. Was habe ich gesagt? Ja, Ronan schien ein netter Kerl, aber er war vermutlich verrückt. Man *heiratet* nicht einfach jemanden, den man gerade erst kennengelernt hat. Hatten die Leute in Schottland denn nicht *Die Eiskönigin* gesehen?

»Um an den Erfolg von *Heimlich dein Prinz* anzuknüpfen, wird *TRC* ein Special drehen: *Glücklich bis ans Ende ihrer Tage – Dustys & Ronans schottische Royal Wedding*.«

»Meine Schwester, die neue Kardashian in Blond und Groß«, murmelte ich. Dusty funkelte mich wütend an. Wahrscheinlich, weil ich gerade ihr heimliches Lebensziel ausgeplaudert hatte.

»Aber Dusty und Ronan haben sich als so populär erwiesen, dass wir gerne mehr mit ihren Fans teilen würden als einfach nur den großen Tag.«

»Du hast Fans?«, fragte ich grinsend, doch Dusty ignorierte mich. Ich wusste, dass sie welche hatte. Ich zog es einfach nur vor, so zu tun, als ob diese Fans nicht existieren würden und als ob es keine *Dusty & Ronan*-Internetforen gäbe oder Klatschzeitschriften, auf deren Cover das Gesicht meiner Schwester prangte. Es war einfach zu schräg, sich vorzustellen, dass irgendwelche vollkommen fremden Leute in der Hochzeit meiner Schwester aufgingen. In ihrem *Leben*. Viel zu schräg für meinen Geschmack.

»Aus diesem Grund«, fuhr Pamela fort, als ob ich nichts gesagt hätte, »werden wir vorab den *Countdown zur Krone* drehen, um die Wochen der Planung und Vorbereitung bis zum großen Tag der Hochzeit zu zeigen. Das Ganze wird auf Ronans Familienanwesen in den schottischen Highlands gedreht.«

Countdown zur Krone? Echt jetzt? Kein Wunder, dass Dusty glaubte, sie würde ein Diadem bekommen. Der gesamte Fernsehsender war diesem Wahn verfallen.

»Klingt ja entzückend. Danke für die Info. Ich werde es mir in meiner Fernsehzeitschrift rot ankreuzen. Viel Spaß in Schottland, Dusty!«, sprudelte es mit falscher Begeisterung aus mir heraus. »Aber warum erzählen Sie mir das überhaupt?«

»Weil, Dylan, obwohl du nicht unbedingt das bist, was wir uns erwartet haben« – Pamela schaute mich an wie einen

brennenden Beutel Hundeköttl – »ist dieses ganze Royale-Hochzeitsschwestern-Konzept auf äußerst positives Feedback bei unserer Testgruppe gestoßen. Du darfst es auf die Middletons schieben. Die Menschen wollen Dusty mit ihrer kleinen Schwester an der Seite sehen. Sie wollen amerikanische Middletons. Auch wenn das ... Nun ja, ich schätze, die Vorteile überwiegen die Risiken. Dafür gibt es ja dann den Schnitt, nicht wahr?«

»Die Vorteile wovon?«, fragte ich argwöhnisch.

»Du kommst mit mir nach Schottland«, platzte Dusty heraus. »Um bei der Sendung mitzumachen. Um bei den gesamten *Countdown zur Krone*-Dreharbeiten an meiner Seite zu sein. Mama kommt natürlich auch mit.«

»Nein«, keuchte ich. »Was? Nein, das werde ich *nicht*. Ich kann nicht bei irgendeinem *Countdown zur Krone*-Mist mitmachen. Dusty, du weißt, dass ich Kameras hasse!«, flehte ich. »Darüber haben wir doch schon gesprochen. Ich dachte, sie würden nur die Hochzeit filmen. Du hast selbst gesagt, die Leute wollten nur dich und Ronan und die schicke Tischdeko sehen. Außerdem hast du mir versprochen, dass es nur ganz verschwommene Hintergrundaufnahmen von mir als Brautjungfer geben wird.«

Ich wusste, dass ich wie eine undankbare Göre klang, die nicht an der Hochzeit ihrer großen Schwester teilhaben wollte, aber Mitwirkende bei irgendeinem royalen Serien-Spin-off zu sein, klang für mich persönlich wie die Hölle auf Erden. Natürlich wollte ich bei Dustys Hochzeit dabei sein – ich wollte nur nicht, dass mir jemand dabei zuschaute. Und ganz sicher wollte ich nicht, dass man mich dabei *filmte*.

»Die Dinge ändern sich eben«, sagte Dusty kühl.

»Ich bin nicht fürs Reality-TV gemacht«, beharrte ich.

Außerdem war ich *ganz bestimmt* keine amerikanische Pippa Middleton.

»Was du nicht sagst.«

»Ich kann das nicht machen. Was ist mit der Schule? Schule ist wichtig«, brabbelte ich weiter. »Ich kann nicht so lange im Unterricht fehlen.«

»Wir haben einen sehr straffen Zeitplan ... die Dreharbeiten zum *Countdown zur Krone*, Hochzeit inklusive, werden in drei Wochen abgewickelt sein. Außerdem werden wir größtenteils während der Weihnachtsferien drehen, du wirst also nicht allzu viel verpassen.«

Na toll. Nicht nur, dass Dusty Weihnachten ruinierte – jetzt mal im Ernst, wer außer meiner verrückten Schwester war egoistisch genug, Weihnachten zu heiraten? –, nein, jetzt klaute sie mir auch noch meine kompletten Schulferien. Meine großartigen Pläne, bis mittags auszuschlafen und den ganzen Tag im Pyjama fernzusehen, konnte ich mir damit getrost abschminken.

»Außerdem wird Schottland eine einmalige Möglichkeit für dich, etwas zu lernen! Du wirst eine neue, faszinierende Kultur kennenlernen! Und Europa sehen!«, fuhr Pamela schwärmerisch fort und zeigte dabei mehr Begeisterung, als ich bisher bei ihr gesehen hatte.

»Mama hat schon alles unterzeichnet, Dylan. Es gibt nichts mehr daran zu rütteln. Sie wird wohl kaum ein sechzehnjähriges Mädchen drei Wochen lang allein zu Hause lassen. Du kommst mit nach Schottland.«

»Aber ... ich ... ich ...«

Es war ja nicht so, als ob ich etwas dagegen gehabt hätte, nach Schottland zu reisen. Natürlich nicht. Ich wäre liebend gerne nach Schottland gereist. Aber nur innerhalb eines Rah-

mens, der in absolut keinsten Art und Weise die Dreharbeiten zu einer Fernsehsendung beinhaltet.

»TRC braucht dich, Dylan«, sagte Pamela. »Und deine Schwester auch«, fügte sie nachträglich hinzu.

»Komm an Bord, Schwesterherz. Denn du wirst sowieso mitkommen, und wenn ich dich mit Handschellen an den Flugzeugsitz fesseln muss.«

Ich erblasste. Trotz ihres sonnigen Charmes ist sich Südstaatenschönheit Dusty nicht zu schade, im Zweifelsfall rohe Gewalt anzuwenden. Sie ist eine beinharte Kämpferin. Richtig fies. Oh Gott, ich steckte in der Falle! Bis zum Hals. Plötzlich wurde mir ganz anders.

»Alles klar. Schwesterchen ist an Bord. Und jetzt gib uns noch was für die Kamera, Dusty«, wies Pamela sie an.

»Dylan ...« Dusty nahm meine Hände in die ihren. Waren das etwa *echte* Tränen, die da in ihren Augen glänzten? Sie holte tief Luft. »Willst du die Pippa für meine Kate sein?«

Oh ja, es war wirklich gut, dass ich die Cracker vorhin nicht runtergeschluckt hatte, denn spätestens jetzt wären sie mir definitiv wieder hochgekommen.



Kapitel 2

Wer auch immer glaubt, Schottland im Winter wäre romantisch, hat echt einen an der Klatsche. Und in Anbetracht dessen, dass Dusty, Klemmbrett-Pamela und die Irren bei *TRC* sich dieses Spektakel ausgedacht hatten, waren definitiv *sie* diejenigen mit der Klatsche.

Ich stampfte mit meinen Turnschuhen auf den Kies des Parkplatzes, um wieder Gefühl in meinen Zehen zu bekommen.

Vermutlich hätte ich meine letzten kostbaren Momente der Freiheit ohne Kameras genießen sollen, aber ich konnte lediglich an die Tatsache denken, dass ich eines langsamen, qualvollen Kältetodes sterben würde. Na ja, vielleicht nicht ganz so langsam. Ich schlang die Arme fester um mich und sah dabei zu, wie mein Atem weiße Wolken in der eisigen Luft bildete. Vierzig Minuten. Seit *vierzig Minuten* stand ich nun schon hier.

Ich zog den *TRC*-Reiseplan aus der Hosentasche meiner Jeans und faltete ihn auseinander, um mich noch einmal zu vergewissern.

Jupp, da stand es, schwarz auf weiß in Times New Roman:

Kit Kirby, Trauzeuge, wird Dylan
am Dunkeld & Birnam-Bahnhof abholen.

Und da stand ich. Bei Dunkeld & Birnam. Am Bahnhof. Und kein Kit Kirby weit und breit.

Nachdem es mir gelungen war, Mom und Dusty zu überreden, ein paar Tage vor mir abzureisen, damit ich meine Spanischklassenarbeit mitschreiben konnte, hatte ich schon geglaubt, ich hätte das große Los gezogen. Ich meine, hallo? Zwei ganze Tage ohne *TRC*? Das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Aber jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Ich war überzeugt, dass *TRC* es niemals zugelassen hätte, dass man Dusty mutterseelenallein am Dunkeld & Birnam-Bahnhof warten ließ. Wobei »Bahnhof« ohnehin eine ziemlich vollmundige Bezeichnung war, denn im Grunde gab es hier lediglich einen Bahnsteig mitten im Wald. Einen *einsamen* Bahnsteig. Kein Bahnhofsgebäude, in dem ich hätte warten und mich vor der Kälte schützen können, nur ein Bahnsteig aus Zement, den man neben zwei verlassenen Gleisen in einem Wäldchen abgestellt hatte, dessen Bäume ihre kahlen, braunen Zweige in den bleigrauen Himmel reckten.

»Müsste hier nicht schon längst Schnee liegen?«, brummte ich vor mich hin, jedoch mehr, um den Wolken meines Atems zusehen zu können, als aus irgendeinem anderen Grund. Normalerweise habe ich nicht die Angewohnheit, Selbstgespräche zu führen, aber, nun ja, es waren mittlerweile doch schon vierzig Minuten. Ich bin keiner dieser Menschen, die gut damit klarkommen, wenn man sie alleine ihren Gedanken überlässt.

»Nicht dieses Jahr«, antwortete eine gut gelaunte männliche Stimme. »Jedenfalls noch nicht.«

»Was zum ...?« Ich wirbelte herum, wobei ich beinahe über meinen Koffer stürzte. Wie lange hatte diese gespenstische Erscheinung in dem dunkelgrauen Wollmantel schon hinter mir gestanden?

»Dieses Jahr hatten wir leider noch keinen Schnee. Ist alles ein bisschen braun, findest du nicht auch?«, fuhr die Gestalt fort, während ich mit den Armen fuchtelte und versuchte, mein Gleichgewicht wiederzugewinnen. »Sobald der erste Schnee fällt, wird es hier wesentlich netter ausschauen. Weniger trist. Im Moment ist es geradezu Brontë-esque. Oder Brontë-isch?« Er runzelte unentschieden die Stirn. »Klingt beides nicht richtig. Aber wie auch immer, hier oben ist es die reinste *Sturmhöhe* ... nur die etwas nördlichere Version.«

»Du hast mich erschreckt!«

»Entschuldige bitte.« Seine anhaltende Heiterkeit ging mir enorm auf den Keks. »Ich dachte, du wüsstest, dass ich hier bin. Immerhin hast du mit mir gesprochen.«

»Ich habe nicht ... Ich meine, ich war nicht ... Ich meine ... bist du Kit Kirby?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf und rückte gleich wieder seinen gestreiften Schal um den Hals zurecht. »Entschuldige, aber sollte ich Kit Kirby sein?«

»Ja«, stieß ich barsch hervor. »Und optimalerweise schon vor einer Stunde.«

»Ach so. Tut mir furchtbar leid deswegen.« Ein belustigtes Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. »Ich habe die Kunst des Identitätendiebstahls noch nicht ganz gemeistert ... Verwandlung auch nicht. Leider habe ich meinen Brief für die Hogwarts nie bekommen.«

Ich blickte ihn finster an. Nicht einmal eine *Harry Potter*-Anspielung konnte mich von meinen frierenden Gliedmaßen und meiner Verärgerung über diesen Jungen, der definitiv *nicht* Kit Kirby war, ablenken. Der Nicht-Kit-Kirby war groß, sogar größer als ich, hatte schwarzes Haar und erstaunlich blaue Augen. Er war so blass, dass ich, wäre ich eins dieser Mädchen gewesen, die Vampire heiß fanden, ihn attraktiv gefunden hätte, aber so eine bin ich nicht.

»Ich warte hier seit beinahe einer ganzen Stunde.« Ich hüpfte auf und ab, um die Taubheit aus meinen Füßen zu verscheuchen. Okay, das war jetzt ein abrupter Themenwechsel, aber ich wurde von meinem egoistischen Interesse getrieben, das Gespräch auf die Frage zu lenken, wie ich am besten ins Warme kommen könnte.

»Das ist ja schrecklich. Warum hast du niemanden angerufen?« Er runzelte verwirrt die Stirn.

»Mein Handy funktioniert hier drüben nicht.«

»Eigentlich gibt es hier eine Telefonzelle«, sagte er freundlich, als würde er einem kleinen, verirrtten Kind etwas erklären. Ich zeigte mit dem Daumen in die Richtung des handgeschriebenen *Außer Betrieb*-Schildes. »Oh. Stimmt.« Er nickte rasch. »Sagtest du, dass du auf Kit Kirby wartest?«

»Mhm«, murrte ich und schlang wieder die Arme um mich.

»Dann bist du also wegen Ronans Hochzeit da?«

»Ja.« Verdutzt fragte ich: »Bist du Kit Kirbys Ersatz? Oder weiß das ganze Land über dieses Spektakel Bescheid?«

»Ehrlich gesagt, von beidem etwas«, erwiderte er. »Scheint so, als hätten die Filmleute ganz Perth auf den Kopf gestellt.«

»Wem sagst du das.« Ich wusste zwar nicht, was Perth war, aber ich hatte definitiv das Gefühl, dass alles auf den Kopf gestellt worden war, seit *TRC* in unser Leben getreten war.

»Obwohl ich zugeben muss, dass ich nicht explizit gekommen bin, um dich abzuholen. Ich wollte nur gerade eine Abkürzung über den Bahnhof nehmen, als du mich angesprochen hast. Das nennt man dann wohl einen glücklichen Zufall.«

»Ja, was hab ich ein Glück!«, murmelte ich. »Da du Ronan zu kennen scheinst und vermutlich kein Axtmörder bist, würde es dir was ausmachen, mich zu seinem Anwesen zu fahren? Steht dein Auto in der Nähe?«

»Nein, ich bin kein Axtmörder. Obwohl, denk nur an Ras-kolnikow ... Wir wissen nicht wirklich, wozu wir fähig sind, nicht wahr?«

»Auto?«, wiederholte ich. Was für ein schräger Vogel. Jetzt war bestimmt nicht der Moment für russische Literatur-Geplänkel. Obwohl, mal ehrlich, war überhaupt *jemals* der Moment für russische Literatur-Geplänkel? Mich einmal durch *Schuld und Sühne* zu quälen, war mir jedenfalls mehr als genug gewesen.

»Welches Auto?«

»*Dein* Auto«, erwiderte ich, so deutlich es mir durch meine klappernden Zähne hindurch möglich war. Der Typ schien auf seinem ganz eigenen Planeten zu leben, wo er mit Zauberern und russischen Axtmördern abhing.

»Oh, ich habe gar kein Auto.« Er schob die Hände in die Taschen seines Mantels und lächelte. »Ich habe allerdings ein fantastisches Fahrrad, habe sie aber leider zu Hause gelassen.«

»Sie?«

»Mrs Manson Mingott. Sie ist eine echte Lady.«

»Okaaaay«, seufzte ich. »Du hast also kein Auto. Wie kommen wir dann ... oder wie komme zumindest ich zu dem Anwesen?«

»Oh, das ist fürchterlich weit weg von hier.« Er schüttelte betrübt den Kopf.

»War ja klar«, brummte ich. »Kannst du mir wenigstens einen Ort verraten, wo es warm ist und ich warten kann?«

»Ich weiß was Besseres.« Er streckte den Arm aus, und ich trat unwillkürlich zurück, um ihm auszuweichen, als seine Finger sich um den Griff meines Koffers schlossen. »Ich bringe dich selbst hin.«

»Wohin? Zu deinem nicht existenten Auto? Auf der Lenk-
radstange von deinem unsichtbaren Mrs-Maggieby-Marjor-
ine-Fahrrad?«

»Mrs Manson Mingott«, berichtete er mich. »Es ist nicht weit zu Fuß. Jedenfalls bis zum nächsten warmen Fleckchen. Die Ortschaft befindet sich gleich den Hügel runter.« Damit lief er los und zog den Koffer über den Kies des Bahnhofsparkplatzes. »Ihr *Amerikaner*«, lachte er leise. »Immer überall mit dem Auto hinfahren.«

»Eigentlich ist das mehr so ein L.-A.-Ding«, widersprach ich. Nicht dass ich es so genau wusste, aber schließlich las ich auch. »In Mississippi gehen wir viel zu Fuß.«

»Mississippi? Dann bist du wohl eine Freundin von Dusty?«

»Ich bin ihre Schwester.«

»Du bist *was*?« Er fuhr herum und starrte mich mit offenem Mund an.

»Jetzt schau nicht so schockiert. So abwegig ist das auch wieder nicht.«

»Nein ... nein ... natürlich nicht«, stammelte er. »Ich wollte damit gar nichts sagen. Du bist nur sehr ...«

»... anders«, half ich ihm nach. »Ich weiß.«

»Anders ist gut«, erwiderte er schlicht, und unwillkürlich verspürte ich eine seltsame Freude darüber. Vergleiche mit

Dusty sorgen normalerweise dafür, dass ich meine Stacheln ausfahre – es ist nicht einfach, die kleine Schwester des schönsten Mädchens von Tupelo zu sein, ganz zu schweigen davon, dass sie an meiner Highschool die Anführerin der Cheerleader, Klassensprecherin, Abschlussballkönigin und Jahrbuchherausgeberin gewesen war. Eines Tages wünsche ich mir, an einem Ort zu leben, wo ich nie wieder »Du bist Dustys Schwester?« hören muss.

Wir bogen vom Parkplatz ab und betraten den kopfsteingepflasterten Bürgersteig, der so eng war, dass wir im Gänsemarsch gehen mussten, was mir den Ausblick auf einen sehr schwarzhaarigen Hinterkopf bescherte. So schwarz, dass es im Abendlicht beinahe blau schimmerte. »Ich war vor allem deshalb überrascht, weil du so gar nicht klingst wie Dusty. Bist du dir sicher, dass ihr verwandt seid?«

»Ziemlich sicher. Oder aber man hat mich wegen einer äußerst dramatischen Enthüllung in diese Staffel von *Heimlich dein Prinz* eingeschleust.«

Er lachte leise. »Warum hast du keinen amerikanischen Akzent?«

»Den habe ich. Ich habe nur einfach keinen Südstaaten-Akzent.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe ihn zum Schweigen gebracht wie einen unlieb-samen Zeugen. Aber wie ich hören kann, hast du keine derartigen Anstrengungen unternommen.«

»Warum um Himmels willen sollte ich das wollen?«

»Weil man dich praktisch kaum versteht.«

Als ich das sagte, brach er in lautes Lachen aus. Was im Grunde nett von ihm war, da ich ungerechterweise ziemlich pampig zu ihm war. Es war schließlich nicht seine Schuld, dass

man mich draußen in der Kälte hatte stehen lassen. Ich sollte dankbar sein, dass er mich in das Städtchen begleitete und damit vermutlich an einen warmen Ort.

»Mein Englischlehrer an der Eton wäre ziemlich empört, das zu hören.«

Ich brummte zur Antwort, da ich nicht sicher war, um was es sich bei *der Eton* handelte. Eine Schule vielleicht?

»Darf man fragen, wie der Name von Dustys mysteriöser Schwester lautet?«

»Dylan.«

»Dylan«, wiederholte er nachdenklich, als müsse er ihn probeweise im Mund umdrehen. »Das ist doch ein Jungenname, oder nicht?«

»Du bist ein Jungenname«, brummte ich.

»Wie bitte?«

»Nichts«, murmelte ich.

Er drehte sich zu mir um. »Es war nicht meine Absicht, dich zu beleidigen.« Seine Augen waren so unfassbar blau, dass es irritierend war. »Dylan ist ein fantastischer Name. Ein absolut erstklassiger Dichter. Na ja, bis auf dieses grauenhafte *Eines Kindes Weihnacht in Wales*. Das ertrage ich einfach nicht, absolut schrecklich. Aber abgesehen davon, ist er wirklich nicht schlecht. Du darfst dich wirklich geehrt fühlen.«

»Oh. Danke schön.« Noch nie hatte jemand so auf meinen Namen reagiert. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass ich mir mehr als sicher war, dass ich nach Bob Dylan und nicht Dylan Thomas benannt worden war.

»Ihr in den Staaten werdet schon eher groß, oder?«

»Wie bitte?«

»Du und Dusty. Und deine Mom. Ihr seid die größten weiblichen Wesen, die ich je gesehen habe.«

»Oh. Ja, stimmt. Wir sind ziemlich groß.«

Ich hatte noch nie gewusst, wie ich auf dieses Thema reagieren sollte. Ich meine ... ich *wusste*, dass ich groß war. Es war keine Überraschung.

»Das ist nett, zur Abwechslung einem Mädchen mal direkt in die Augen schauen zu können. Die Mädchen, die ich kenne, scheinen wirklich Liliputanerinnen zu sein. Allesamt ausgewachsene Hobbits.«

Ich wurde einfach nicht schlau aus diesem Typen. Vielleicht war das so eine Art kultureller Kluft zwischen Briten und Amerikanern. Historisch betrachtet – anhand meiner begrenzten Auseinandersetzung mit dem *BBC*-Programm – tendierte ich nicht dazu, ihren Humor zu verstehen.

»Ich bin übrigens Jamie.« Er lupfte den Koffer über einen besonders breiten Spalt in dem schmalen kopfsteingepflasterten Bürgersteig. »Wenn du mich schon so nett fragst.«

»Freut mich, dich kennenzulernen, Jamie. Tut mir leid«, entschuldigte ich mich, »ich habe furchtbar schlechte Manieren.«

»Wie nicht anders zu erwarten. Immerhin bist du Amerikanerin.«

Ich funkelte wütend seinen Rücken an, aber er drehte sich nur um und grinste mich breit an. Ein Scherz also. Ich erwiderte das Lächeln.

»Das muss der berühmte englische Humor sein, von dem ich so viel gehört habe.«

»Ach, ja«, seufzte er. »Der klassische staubtrockene Sarkasmus des Commonwealth. Eines unserer großartigsten kulturellen Vermächtnisse. Obwohl ich denke, dass sich die kommenden Wochen eher als Satire entpuppen werden.«

»Kein absurdes Theater?«

»Sehr schön.« Er nickte. »Eine Märchenhochzeit aus der Sicht von Ionesco. Er wäre ganz wild nach Reality-TV gewesen, glaubst du nicht auch?«

Ich gab ein unverbindliches »Mhm« von mir. Notiz an mich selbst: Muss damit aufhören, mich auf große künstlerische Strömungen zu beziehen, es sei denn, ich bin extrem gut über die Details besagter Strömung informiert. Dieser Typ hatte in zehn Minuten schon mehr literarische Anspielungen fallen lassen als mein Englischlehrer in den ganzen letzten drei Monaten.

»Und ich dachte schon, Amerikas einziges großes kulturelles Erbe bestünde darin, alles zu frittieren.«

»Also wirklich!«, protestierte ich. »Was ist mit Fish and Chips? Das ist doch auch frittiert. Und es ist so was wie euer Nationalgericht.«

»Das ist ein Klassiker. Ihr hingegen frittiert grausige Dinge.«

Als wir eine Brücke betraten, verengte sich der Bürgersteig noch weiter. Ich warf einen Blick über das Geländer und sah einen breiten Fluss, der gemächlich vor sich hin plätscherte und auf dessen dunkler Oberfläche sich kahle Äste spiegelten. Es war irgendwie hübsch, auf seine bescheidene Art und Weise.

»Grausig?« Ich lächelte. Ein Wort, das ich seit Ewigkeiten nicht mehr gehört hatte. »Wir frittieren richtig leckere Sachen. Du hast nicht richtig gelebt, wenn du noch keine frittierten Reese's probiert hast.«

»Ich glaube nicht, dass ich bisher überhaupt irgendwelche Reese's probiert habe, dabei bin ich recht zufrieden mit dem Umfang meines bisherigen Lebens.«

»Echt jetzt? Du hast noch nie einen Erdnussbutter-Schoko-Cup probiert?«

»Oh, Erdnussbutter, bääh.« Er gab ein komisches kehliges

Geräusch von sich wie eine Katze, die ein Haarknäul hochwürgt. »Warum seid ihr Amerikaner so verrückt nach dem Zeug? Erdnussbutter ist wirklich bizarr.«

»Dann hast du ganz offensichtlich etwas falsch gemacht.«

»Kann man denn dabei was richtig machen?«

»Ja, vergiss die Marmelade. Was wirklich zählt, ist die Schokolade.«

»Ich werde es mir merken.«

»Und überhaupt, Schokoriegel zu frittieren wurde in Großbritannien erfunden. Frittierte Marsriegel – die Idee kommt ursprünglich aus einer Imbissbude in Schottland. Also seid eigentlich ihr schuld.«

Er blieb mitten auf der Brücke stehen und ich entging nur knapp einem Zusammenstoß.

»Woher um alles in der Welt weißt du das?«

»Ich schaue eine Menge Kochsendungen und Dokus«, antwortete ich. Gott, ich musste wirklich aufhören, so viel fernzusehen. Obwohl dieses Informationshäppchen gerade ganz gelegen kam. Also doch ein Punkt fürs Fernsehen.

»Faszinierend«, murmelt er. »Und willkommen in Dunkeld«, fügt er in normaler Lautstärke hinzu.

Mein Blick folgte dem Schwung seines dunkelgrauen Ärmels, und ich erblickte eine kleine Ortschaft, die sich in das Tal am Fluss schmiegte. Sobald ich meinen kurzen Anfall von Verlegenheit überwunden hatte – ich hätte Dunkeld problemlos selber finden können, wenn ich nur clever genug gewesen wäre, mich dreißig Meter vom Bahnhof zu entfernen –, wurde ich von dem putzigen Anblick überrumpelt.

Der gesamte Ort war total niedlich. Kleine Häuser mit reetgedeckten Dächern und hölzernen Türen säumten die schmalen kopfsteingepflasterten Straßen und sanfte graue Rauch-

schleier stiegen aus den gedrunghenen, runden Schornsteinen in den blassblauen Himmel empor.

»Das ist wirklich hübsch«, sage ich leise mit einer Stimme, die so ganz und gar nicht nach mir klang.

»Ja, es ist wirklich nicht schlecht. Ein ziemlich netter Ort für den Herrensitz der Dunleavys.«

»Ja, Ronan hatte Glück, hier aufwachsen zu dürfen«, sagte ich etwas wehmütig. Nicht, dass ich etwas am Stadtzentrum von Tupelo auszusetzen hatte, aber es sah definitiv nicht aus wie das hier. »Kommst du auch aus Dunkeld?«

»Ich? Nein, natürlich nicht«, sagte er amüsiert. »Ich bin aus Bakewell. Das liegt ungefähr drei Stunden nördlich von London.«

»Also bist du kein Schotte?«

»Nein, Engländer.« Er schien überrascht. »Ich dachte, das wäre klar. Wegen meines Akzents. Und weil du gesagt hast, dass mein Nationalgericht Fish and Chips sei. Nicht Haggis.«

»Oh. Äh. Na ja, ich habe schon gemerkt, dass du anders klingst als Ronan. Ich habe nur nicht ... darüber nachgedacht.« Da Jamie anscheinend auch zur Hochzeitsgesellschaft gehörte, war ich einfach davon ausgegangen, dass sie aus der gleichen Ecke stammten. Ich meine, alle *meine* Freunde kommen aus Tupelo.

»Verständlich. Ich bezweifle, dass ich jemanden aus Mississippi von jemandem aus Alabama unterscheiden könnte, wenn es hart auf hart käme.« Er dreht sich zu mir um. »Grundgütiger, deine Lippen!«

»Meine ... meine ... was?«

»Deine Lippen.« Er beugte sich näher zu mir. Was hatte er vor? Ich erstarrte, und das nicht wegen der Kälte.

»Mein Gott, die sind ja ganz blau.«

»Oh ... na ja, ich hab dir doch gesagt, dass ich am Erfrieren bin«, erwiderte ich abwehrend. Nicht, dass ich gedacht hatte, dass er von meinen Lippen fasziniert wäre. Obwohl meine Lippen vielleicht faszinierend *waren*. Ich hatte mir bisher nur nie großartig Gedanken um sie gemacht. Doch allein die Tatsache, dass sie es bisher nicht geschafft hatten, jemanden zu faszinieren, ließ mich schlussfolgern, dass es da kein Potenzial gab.

»Wir müssen dich ins Warme bringen, an einen Kamin, idealerweise mit einem heißen Tee, und das so schnell wie möglich. Auf zum *Atholl Arms!*« Er rannte los und schaffte es dabei irgendwie, auch meinen Koffer hinter sich herzuschleifen.

»Zum *Atholl Arms?*«, platzte es ungläubig aus mir heraus. Doch meine Stimmung hob sich schlagartig, als ich tief einatmete und ebenfalls losrannte, wobei meine halb aufgegesessenen Flugzeugsnacks in meinem Rucksack herumrumpelten. Da war immer etwas Besonderes an den ersten Schritten, wenn ich losrannte – wenn meine Füße sich vom Boden lösten und meine Arme zu pumpen begannen –, dass es mir unmöglich machte, nicht zu lächeln.

»Ja, klingt ein bisschen wie Arschloch, stimmt's?«, rief er nach hinten, während er den Hügel hinab in Richtung Ortschaft polterte. Ich holte ihn mit Leichtigkeit ein, blieb jedoch ein paar Schritte hinter ihm, da ich nicht wusste, wo wir hinmussten. Er hatte nicht den Schritt eines erfahrenen Läufers, aber seine Beine waren so lang, dass er dennoch ziemlich schnell Boden gut machte. Vor allem für jemanden, der eine Cordhose trug und einen ziemlich großen Koffer hinter sich herrollte. »Aber es besteht kein Zusammenhang, da bin ich mir ziemlich sicher, auch wenn ich gehört habe, dass der erste Herzog von Atholl ein ziemliches Scheusal gewesen sein soll.«

Scheusal? Auf dieser Seite des Atlantiks wurde definitiv eine andere Sprache gesprochen.

Wir erreichten den Ortskern im Nu und glücklicherweise war das *Atholl Arms* das erste Gebäude vor uns. Jamie stieß die rustikale Holztür mit einer dramatischen Geste auf und trat geduckt ein. Ich duckte mich ebenfalls und folgte ihm.

Im Inneren war absolut alles pfirsichfarben gehalten. Und blumig. Direkt vor uns befand sich ein hölzerner Empfangstresen, dahinter eine Tafel, an der sich die Zimmerschlüssel reihten, und eine geschwungene Treppe, die mit Tannenzweigen, großen roten Schleifen und funkelnden Lichterketten geschmückt war.

Das *Atholl Arms* war also ein Gasthaus. Zu unserer Linken befand sich ein Pub, aus dem die gedämpften Klänge einer Sportsendung drangen, linker Hand lockten das verführerische Flackern eines Kaminfeuers und die dick gepolsterten Sofas der Lobby.

»Die stärkste Kanne PG Tips, die Sie dahaben, schnell, Tilly!«, rief Jamie lautstark, woraufhin die Frau hinter der Rezeption von ihrem Platz aufsprang und das dicke Taschenbuch aus ihren Händen fallen ließ.

»Ich hab zwar keine Ahnung, was PG Tips ist, aber ich glaube nicht, dass ich es mag«, murmelte ich kaum hörbar und starrte sehnsüchtig das weinrote plüschige Sofa an. Meine Getränkevorlieben beschränkten sich exakt auf Fruchtsaftschorle und Limo.

»Du meine Güte, Jamie, sie ist ja ganz blau im Gesicht.« Die Frau kam hinter dem Tresen hervorgewuselt. Zum Vorschein kamen auch ein weihnachtlicher Cardigan sowie ein knöchellanger Rock, die sich fröhlich mit dem platinblonden Haar und dem knalligen Lidschatten bissen.

»Ich hatte nichts damit zu tun, Madam!« Während ich so rumstand, fragte ich mich, woher sie einander kannten, wenn Jamie nicht von hier war, doch plötzlich fühlte ich, wie ich von einer Woge der Müdigkeit übermannt wurde. Schläfrig von der Wärme, ließ ich mich bereitwillig von den beiden zum Sofa vor dem Kamin führen und entging dabei nur knapp dem Zusammenstoß mit einem dicken, fetten Weihnachtsbaum, der in der Ecke der Lobby stand. »Ich versichere Ihnen, dass ich lediglich der galante Retter in der Not war«, fuhr Jamie fort, während sie mich hinsetzen ließen. »Wenn ich nicht gehandelt hätte, wäre sie jetzt mit Sicherheit zu einem Eisklotz erstarrt.«

»Das ist sie auch so schon beinahe«, gackerte Tilly.

Ich ließ mich ins Polster zurücksinken. Es war noch plüschiger, als es aussah. Es hatte alle Kategorien von Kuselig weit hinter sich gelassen und war direkt in Wonnig-Weich übergegangen.

»Dann also eine Kanne Tee. Aber vielleicht ist das nicht stark genug. Soll ich nicht auch ein Gläschen Brandy holen?«, bot Tilly an.

»Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Sie ist Amerikanerin. Die können ganz schön puritanisch sein, wenn es um Alkohol geht.«

»Amerikanerin?« Ich konnte ein Lächeln in Tillys sanft rollendem Akzent hören. »Du meine Güte, Jamie. Da hast du dir wohl eine der *Freibeuterinnen* geangelt, was?«

»Wohl kaum, Tilly«, erwiderte er. »Nicht alle Amerikanerinnen entspringen den Romanen von Edith Wharton.«

Tilly kicherte leise, und mein letzter Gedanke, bevor mir die Augen zufielen, war, dass ich nicht annähernd belesen genug war für diese Art von Scherzen.



Kapitel 3

»Dylan, wach auf.«

»Nur noch fünf Minuten, Mom.«

»Ernsthaft, Dylan, du musst jetzt aufstehen. Sonst wirst du heute Nacht kein Auge zumachen.«

»Ist mir egal.« Ich vergrub mich noch tiefer unter die Decke. Die Laken waren weich, aber irgendwas kratzte an meiner Wange. Ich stieß es von mir. Wo war Teddy? Ich tastete nach ihm, fand aber nichts.

»Dylan.« Ich wurde durchgeschüttelt. »Steh auf. Sofort. Oder der Jetlag wird dir noch bis nächsten Dienstag reinhängen.«

Jetlag ...? *Jetlag* ...? Schottland! Ich war überhaupt nicht zu Hause in meinem Bett und mein Teddy steckte immer noch im Koffer. In wessen Bett lag ich?

Ich schoss kerzengerade hoch und riss die Augen auf.

»Große Güte, Dylan, du hättest mich beinahe k. o. geschlagen!«, schrie Mom und sprang von der Bettkante auf.

»Zum Glück sind deine Reflexe vom Piloxing gestärkt.« Ich

zog mir die kratzige karierte Wolldecke bis unters Kinn und kuschelte mich wieder ein. Außerhalb des Bettes war es definitiv viel zu kalt.

»Wenn du wach genug bist, um dich über Core-basiertes Cardio-Fusion-Training lustig zu machen, hast du wirklich lange genug geschlafen. Auf jetzt, wenn ich bitten darf«, verlangte Mom unerbittlich.

Grummelnd gab ich nach und stützte mich schwerfällig auf die Ellbogen hoch. Es war eine Anstrengung, die eines Herkules würdig gewesen wäre.

»Wo bin ich?« Ich blickte mich in dem Raum um – an den glänzenden Mahagonipfosten des Himmelbetts vorbei zu einer passenden Frisierkommode samt Spiegel und schließlich zu einem gigantischen Kleiderschrank. Die Wände waren dunkelgrün tapeziert und mit Gemälden von Pferden bedeckt: hüpfende Pferde, majestätisch posierende Pferde und ausgelassen mit Hunden herumtollende Pferde. Dieses Schlafzimmer war wohl für einen *Mein kleines Pony*-Fan mit einer Schwäche für Karomuster entworfen worden.

»Du bist in Dunyvaig Castle, Ronans Familiensitz.« Mom kam zum Bett zurück und glättete die Tagesdecke, wobei die Pandora-Armreife an ihren Handgelenken leise klimperten. Ich schaute aus dem kleinen von dunkelblauen Vorhängen gerahmten Fenster, das in die dicke Steinmauer eingelassen war, und erblickte weite, nebelverhangene graue Felder, die mich sofort an das Wort *Moor* denken ließen.

»Aber ... das *Atholl Arms* ...«

»TRC hat einen Van vorbeigeschickt, um dich abzuholen. Einer der Trauzeugen hatte angerufen. Sie haben versucht, dich zu wecken, aber ohne Erfolg. Sie mussten dich in den Wagen tragen.«



Stephanie Kate Strohm

**Für immer dein Prinz - Eine schokoladne
Schneeromanze**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 368 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
1 s/w Abbildung
ISBN: 978-3-570-16527-0

cbj Jugendbücher

Erscheinungstermin: Oktober 2018

So süß wie eine Tasse Schokolade an einem verschneiten Winterabend

Als kleine Schwester der allzeit perfekten, amtierenden Miss Mississippi geht der 16-jährigen Dylan das Leben manchmal echt auf den Keks. Doch als diese auch noch in DER globalen Glamour-Show die Hand eines knackigen schottischen Lords gewinnt, öffnet sich für Dylan das Portal zur Hölle namens Reality-TV. Die Produktionsfirma verfrachtet die ganze Familie über die Weihnachtsferien nach Schottland und jede Peinlichkeit der Brautjungfer Dylan wird gnadenlos herangezoot. Einziger Trost ist der reizende Trauzeuge Jamie, der mit seinen verrückten und ziemlich romantischen Ideen das perfekte Gegenmittel zu all dem völlig abgedrehtem Trubel bereithält ...

 [Der Titel im Katalog](#)